

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Unsere Heimat 1958

1 (1958)

Tanne

HEIMAT

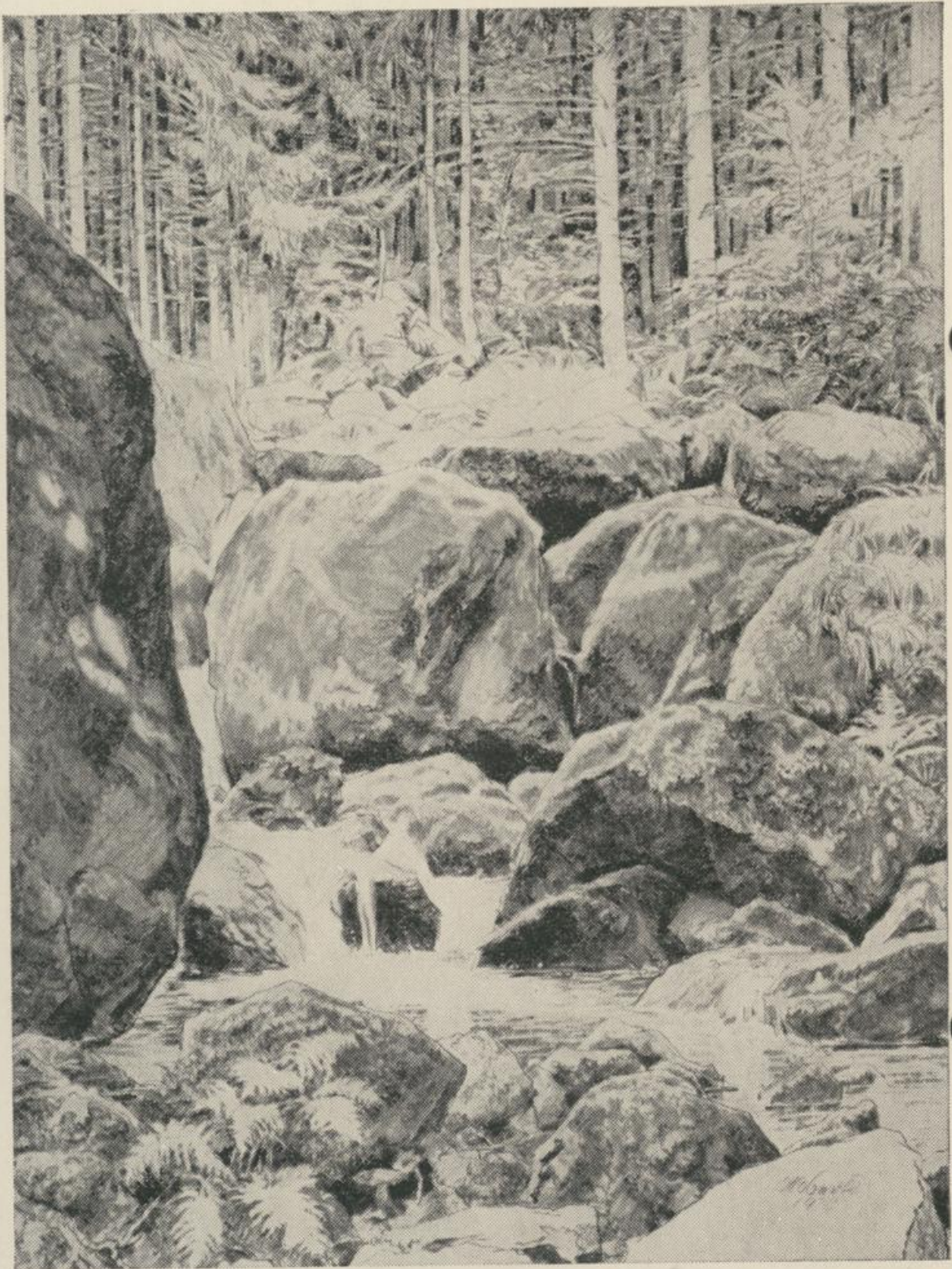
1



4. JAHRGANG / 1958

Blätter aus der Prignitz

P6 A 833



Aquarell von Prof. Otto Bertl, Bad Wilsnack

Sylvesternacht

Sylvesternacht:

Schwieg still — schwieg still,
daet olle Joahr geiht sacht to Ruh.
Un hinnerher, im Liekentoch,
goah ick — geihst du. —

„Daet Joahr waß kott“,
so seggt de een.

„Wat is de Tied doch schnell vergoahn.
Mien Jung — im Fröhjoahr erst geborn —
kann hüt schon stoahn.“

„Daet Joahr wär lang“,
de äänner seggt.

„Völ Kummer hät't mie bröcht un Not.
Manch een, de Prosit Neijoahr röp,
is hüt schon dod.“

De Klock schleit twölf. —
Mit jeden Schlag
verklingt daet Oll — de Not — daet Glück. —
Wat in de Ewigkeit verönnt,
kümmt nie torügg.

Sylvesternacht:

Riet upp de Dör!
Daet neie Joahr steiht upp de Schwell
wie'n lüttet Kind, un lacht die an,
so licht un hell.

Das verhängnisvolle Würfelspiel in der Sylvesternacht

Wer kennt nicht die geheimnisvollen zwölf Nächte! Man nannte gewöhnlich diese Zeit zwischen dem Thomastag (21. Dezember) und dem Dreikönigstag (6. Januar) nur die „Zwölften“. Eine der zwölf Nächte, die Nachtstunden vom alten zum neuen Jahr nämlich, verbrachten zwei rauhe Landsknechte in Wootz in der Lenzener Wische mit Würfeln. Das ist schon lange her, und eine Polizei mit Tschako und Notizbuch gab es noch nicht. An ihrer Stelle hatte der „Wilde Jäger“ das Amt eines Silvesterlichen Ordnungshüters übernommen. Wer in der Neujahrsnacht oder in den Zwölften nicht gut tat und ein schlechtes Gewissen hatte, der mußte auf der Hut sein. Da in dieser Zeit Frau Hare oder Frau Harke, in anderen Gegenden auch Frau Holle oder Hulda genannt, in der Prignitz herumflog, machten sich diese beiden Haudegen über die Mutter allen Überflusses in ihrer rauhen Art lustig. Die ordentlichen Leute machten den Rauchfang, Luken und Fenster auf, damit sie hineinfliegen konnte, um das Haus zu segnen. Das vier Wochen dauernde Julfest wurde damit begonnen, daß ihr Schweine geopfert wurden. Ihr Besuch war daher ebenso erwünscht wie gefürchtet. Das Christentum hatte den Glauben an ihre Erscheinung in den Zwölf Nächten nicht unterdrücken können, sie war allerdings mehr eine Art Gespenst geworden. Die Mädchen versäumten in diesen Nächten niemals, ihren Flachs auf den Spinnwocken in einen Knoten zu schlingen und dafür zu sorgen, daß er noch vor Neujahr rein abgenommen war. Die wilden Tiere, Bären, Wölfe, Füchse, Luchse, hatten in dieser Zeit große Kraft, besonders die Wehrwölfe waren sehr zu fürchten. Es war sehr gefährlich, in den Zwölfen vom Wolf zu sprechen. Kein Schäfer war in dieser Zeit dahin zu bringen, das Wort Wolf in den Mund zu nehmen, denn seine Herde wäre schlecht weggekommen. Wer mit dem Familiennamen Wolf hieß, wurde in diesen Tagen Untier genannt. In diesen zwölf Nächten machte Frau Harke die Witterung des ganzen Jahres. Bohnen, Erbsen, Linsen, alle Hülsenfrüchte, durften nicht auf den Tisch kommen.

Unsere Landsknechte hatten andere Dinge in den Zwölften versucht. Jetzt spielten, scherzten und lachten sie. Der Branntwein gab den nötigen Schwung dazu. Ihre Erlebnisse in den letzten Tagen wurden noch einmal gründlich durchgeheckert, derb und kraftvoll war die Aussprache. Ihre Ausdrücke waren eindeutig und konnten nicht mißverstanden werden. Vor kurzem hatten beide Kohl geklaut, denn es hieß, daß Pferde, die in

den Zwölften mit gestohlenem Kohl gefüttert würden, vortrefflich gedeihen. Dann waren beide auch im Schweinestall, um zu hören, ob die Sau oder die Ferkel zuerst schrien, als dann die Sau so richtig aufkreischte, stand fest, daß einer im kommenden Jahr heiratete. Um nun auch noch festzustellen, ob die Braut dünn oder dick, krumm oder gerade sei, machte einer die Augen zu und zog aus einem Holzklumpen einen Kloben heraus. Als nun ein stämmiger, knorriger Stubben zum Vorschein kam, stand fest, daß die zukünftige Braut so an 2¹/₂ Zentner Lebendgewicht habe, etwas bucklig, wenn auch nicht gerade mit einem Ast behaftet sei, worauf das Knorrige im Stubben hindeutete.

So scherzten und lachten sie bei dem Würfelspiel. Daß sie daneben keine harmlosen Skatsprüche wechselten, sondern greulich fluchten, wurde ihnen zum Verhängnis. Auf einmal erschien Godes Begleiter Loknig vor ihnen und schlug die Würfel vom Tisch. Das war nicht gut, doch dann packten noch zwei große Hunde die Landsknechte und schleppten sie auf Nimmerwiedersehen davon.

Die Sage sagt weiter, daß der eine Würfel in die Elbe gefallen, der andere durch die offene Kapellentür geflogen sei und sich im Gebälk festgebohrt habe. Dort saß er bis vor zwei, drei Menschenaltern. Dann kam er als „Glücksei von Wootz“ ins Märkische Museum in Berlin.

HELMUT HELLGE, KYRITZ

Das Wort

Das Wort ist eine Kostbarkeit —
es kann sagen: Liebe,
es kann auch sagen: Haß!
Es kann sagen: Frieden,
es kann auch sagen: Krieg!
Es kann aufbauen,
es kann aber auch zerstören!

Sorge, daß das Wort
für Menschen bleibt!



Aufn.: K. Jahn, Wusterhausen

Domstraße mit Kirche in Wusterhausen

Das Geheimnis von Perleberg

Historische Novelle

Ein unfreundlicher, naßkalter Tag, der 25. November 1809.

Nach vergeblichen Versuchen, des Himmels Grau zu durchbrechen, war die Sonne zeitig zur Ruhe gegangen. So dämmerte es bereits, als man um 2 Uhr nachmittags an die Haustür des Königlich Preußischen Kommandanten von Perleberg pochte. In jener märkischen Landschaft Prignitz, die nach dem unseligen Tilsiter Friedensdiktat aus dem Herzstück der Monarchie ein Grenzland geworden war.

Infolge der Bedeutung, zu der die stille Landstadt über Nacht gelangt war, hatte man eine militärische Kommandantur eingerichtet, die den Grenzverkehr nach dem neugegründeten Königreiche Westfalen überwachen sollte. Zum Kommandanten wurde der Leutnant v. Klitzing bestimmt, der dem Generalquartiermeisterstabe in Berlin angehört hatte. Er kannte die Prignitz, stammte er doch aus einem ihrer alteingesessenen Geschlechter. Der Besucher schien ungeduldig. Sogleich nach dem Pochen schrillte der Klingelzug, als läute es zum jüngsten Gericht.

Unwirsch fuhr der Offizier aus dem Lehnstuhl auf. Er befand sich sowieso nicht in rosigster Laune. Seine Perleberger Tätigkeit behagte ihm nicht. Vor dem verhängnisvollen Feldzuge von 1806 war er, in der Vollkraft seiner dreißig Jahre und Junggeselle, der Adjutant des lebenslustigen, feinsinnigen Prinzen Louis Ferdinand gewesen. Ebenso wie sein Chef liebte er Frohsinn, Geselligkeit und Musik. An Hofluft und hauptstädtisches Getriebe gewöhnt, betrachtete er die Versetzung nach dem weltverlorenen Winkel seiner Heimat als eine geisttötende Verbannung.

Augenblicklich aber war seine Stimmung vollkommen auf den Hund geraten. Ein Stockschnupfen hatte sie gründlich verdorben. Und, während heute abend seine Vettern und Basen vom Landadel der Umgegend im „Deutschen Caféhause“¹⁾ auf dem Balle sich verlustierten, hatte der einstige Prinzessinentänzer wie ein simpler Spießbürger einen Wollschal um den Hals gewickelt und war dabei, mit einem steifen Grog nach dem andern seine Heiserkeit zu bekämpfen.

¹⁾ Gastwirtschaft von Ernst, heute Großer Markt 17. Nach dem großen Brande von 1807 war die Gastwirtschaft neu aufgebaut, das große Zimmer oben neben der Apotheke gelegen, war der Ballsaal.

Schon gellte die Glocke von neuem durch das Haus. —
Zum Schockschwernot, wer störte ihn da am heiligen Sonnabend nach-
mittag? Ärgerlich warf er die Tabakspfeife auf den Tisch. —

*

Mit Trari, Trara war vor dem Posthause eine vierspännige Extrapost vor-
gefahren. Ihr entstiegen zwei distinguierte Reisende, ein älterer und ein
jüngerer, sowie ein Bedienter. Die Zeit des Pferdewechsels hatten sie wie
üblich benutzt, um in der Gaststube eine Erfrischung einzunehmen, indes
der alte Wagenmeister Kalesche und Gepäck überwachte.

Aus den Pässen sah der Postexpedient, daß die Fremden Kaufleute waren,
die von Berlin nach Hamburg reisten. Dem Auftreten nach mußte der
jüngere, Koch mit Namen, als der maßgebende, und der Kaufmann Fischer,
ein bereits angegrauter Herr, als sein Begleiter gelten.

Sie schienen erregt und unterhielten sich lebhaft. Vom Gespräch konnte
man nichts verstehen, zumal es, als zwei ebenfalls mit Extrapost durch-
reisenden Juden die Gaststube betraten, in ein Geflüster überging.

Bereits waren frische Pferde vor den Wagen der beiden Hamburger ge-
spannt, als der Bediente den Auftrag erhielt, die Pferde wieder abzustellen.
Während Fischer ein reichhaltiges Mittagessen aus dem benachbarten
Gasthofs²⁾ holen ließ, warf sich Koch in seinen Pelz und verlangte, zu dem
militärischen Kommandanten geführt zu werden.

*

Vor Klitzing stand in einem mit violettem Sammet bezogenen Zobelpelz
ein schlank aufgeschossener Kavalier, bartlos, mit kurz gehaltenem rot-
blondem Kopfhaar. Die hageren sommersprossigen Gesichtszüge ließen
sein Lebensalter schwerlich erraten.

In Schlafrock und Pantoffeln überrascht, nahm ihn der Hausherr in
Empfang. In den ersten Worten des Fremden erkannte man den Ausländer.
Im übrigen verhießen mangelhafte Sprachkenntnisse und Stockheiserkeit
eine wenig erbauliche Konversation.

Um so erstaunter war Klitzing, als er aus dem Radebrechen entnahm, daß
der Fremde um militärischen Schutz nachsuchte, weil er sich im Posthause
nicht sicher fühle. Nicht nur, daß er seelisch erregt schien, sondern er mußte
auch körperlich leidend sein.

Aus seinem Reisepaß legitimierte er sich als Kaufmann Koch und be-
hauptete, daß er seit einiger Zeit von Agenten der französischen politischen
Polizei verfolgt wurde. Anscheinend sei es nur einem Zufall zu verdanken,
daß er bisher ihren Nachstellungen entgangen. Doch sei man ihm hart auf
den Fersen. Er hatte Verfolger, die ihm bereits in Kyritz begegnet, soeben
in der Post zu Perleberg gesehen. Da er politische Papiere von außer-

²⁾ „Zum weißen Schwan“, Leger, heute „Hoffmanns Hotel“.

ordentlicher Tragweite bei sich führe, die unter keinen Umständen in die Hände Napoleons fallen dürften, so rufe er den Schutz der preußischen Behörden an.

Der Eindruck, den der Fremde auf Klitzing machte, war kein ungünstiger. Wenngleich dieser sich im stillen wunderte, daß man einen Kaufmann mit wichtiger politischer Mission betraue. Aus Mitgefühl mit dem vor Kälte oder Fieber Bebedenen hat er, ihn einen Augenblick zu entschuldigen, damit er eine Tasse Tee besorgen und die Anordnungen zu dem erbetenen Schutze treffen könne.

Diese Fürsorge übte eine beruhigende Wirkung auf den nervösen Besucher aus. Als der Offizier, der sich inzwischen in Uniform geworfen hatte, ins Zimmer trat, erhob sich Koch und erklärte zu Klitzings Verwunderung: „Mein Herr Kommandant, ich vertraue mich Ihnen und Ihrer Ehre an. Ich bin Lord Bathurst, der außerordentliche Gesandte Seiner Großbritannienischen Majestät am Kaiserlichen Hofe zu Wien, und reise in besonderer Mission über Hamburg nach London.“ Bei diesen Worten überreichte er seinen Diplomatenpaß.

Das also war des Rätsels Lösung. — Ein Wunder wäre es gewesen, wenn Fouchés Agenten auf diesen seltenen Vogel keine Jagd gemacht hätten.

Napoleons unversöhnlicher Gegner England lebte seit mehr denn zwanzig Jahren in ununterbrochener Fehde mit Frankreich. Der einzige Feind, der nach wie vor unerschütterlich im Felde stand. Von Toulon, 1793, bis zu dem vor wenigen Monaten erfolgten Schlage von Talavera, in Spanien, immer und überall sah sich der Kaiser den Briten gegenüber. Hatte er irgendwo in Europa einen Brandherd gelöscht, so flackerte, von England geschürt, das Feuer wieder auf. Jeder seiner Feinde konnte sicher sein, in London Aufnahme und Unterstützung zu finden. Mit diesem zähen Britannien gab es kein Paktieren, sondern nur einen Kampf auf Leben und Tod.

Zweifelslos hatte die mustergültige Organisation der französischen Geheimpolizei erspitzelt, daß der englische Gesandte, welcher dem Wiener Hofe in dem kürzlich erst beendeten Feldzuge gegen Napoleon den Rücken gestärkt hatte, sich auf der Rückreise nach London befand. Es war vorauszu sehen, daß der Kaiserliche Polizeiminister Fouché, der genialste, skrupelloseste und vielleicht deswegen auch erfolgreichste Polizeimann aller Zeiten, es versuchen würde, ihn mit seinen Dokumenten abzufangen.

Bei Klitzing, dem preußischen Edelmann, dem Offizier und Patrioten, kam der glühende Franzosenhaß zum Durchbruch. Er versprach dem Lord, nach besten Kräften für seine Sicherheit zu sorgen. Auch verfehlte er nicht, ihn auf die Gefahren, die ihn umlauern, nachdrücklich aufmerksam zu machen. Zweifellos hätte der alte Pariser Fuchs seine besten Spürhunde auf die Fährte gesetzt. Er schilderte die maßlose Dreistigkeit der französischen Polizei, die weder vor Landesgrenzen noch vor Gewalttaten zurück-

schreckte. In den eben erst von den feindlichen Divisionen geräumten Grenzlandes des gedemütigten und verstümmelten Preußen glaubten diese Spitzel und Agenten wie im eigenen Lande schalten und walten und sich alles herausnehmen zu dürfen.

Zudem wimmelte es an der Grenze von allerhand Gesindel, von Marodeuren, Deserteuren und Spitzbuben. Die Behörden, die ihren Dienst wieder aufgenommen, hatten sich noch nicht soweit durchsetzen können, daß in dem durch drei Kriegs- und Besatzungsjahre verwilderten Lande wieder die alte preußische Zucht und Ordnung zurückgekehrt war. Gesetzlosigkeit und Unsicherheit hatten Umfang und Formen angenommen, daß die französischen Behörden androhten, sie würden zur Säuberung mobile Kolonnen hinüberschicken. Um solcher Bloßstellung staatlicher Ohnmacht zu entgehen, hatte die preußische Regierung erst kürzlich eine eindringliche Aufforderung an Städte und Gemeinden erlassen, unnachsichtlich eine scharfe Polizei auszuüben.

Innerhalb des Weichbildes von Perleberg glaubte der Kommandant für die Sicherheit seines Gastes eintreten zu können. Dagegen verhehlte er ihm nicht, daß auf der Landstraße des Nachts leicht ein paar entschlossene Kerle einen Reisewagen überfallen und berauben könnten. Deshalb schlage er vor, die Reise lieber am Tage fortzusetzen, wo die Berlin—Hamburger Heerstraße belebt und die Gefahr eines Überfalles weniger zu befürchten sei. Der Lord täte besser, die Nacht hier im Gasthause zu verbringen, wo ihm zwei Kürassiere von der in Perleberg garnisonierenden Schwadron zur Verfügung stehen sollten.

Trotz der recht eindringlichen Schilderung der Gefahren einer nächtlichen Fahrt legte der Diplomat doch Wert auf eine unverzügliche Fortsetzung seiner Reise. Er lehnte die wohlmeinenden Ratschläge so unwirsch ab, daß Klitzing sich verstimmt abwandte.

Wie sehr der Engländer seelisch und körperlich angegriffen war, sah man, als die junge Tochter³⁾ der Wirtsleute des Kommandanten ein Tablett mit Tee servierte. Seine zitternden Hände waren kaum imstande, die Tasse zum Munde zu führen.

Unter Vorschützen seiner zunehmenden Heiserkeit bat der einsilbig gewordene Klitzing die kleine Demoiselle, an seiner Stelle den Lord zu unterhalten. Sie war durchaus nicht schüchtern, und bei ihrem naiven Geplauder erheiterten sich Bathurst's abgespannte Züge. Er erzählte, wie er anfangs in den Diensten der Ostindischen Kompagnie, später als Diplomat, von seiner Regierung in aller möglichen Herren Länder verwendet worden sei und viel von der Welt gesehen hätte. Dann aber kam wieder die trübe Stimmung wie eine dunkle Wolke über ihn. In seinem wunderlichen Gemengsel von deutsch und französisch gestand er, daß er sich infolge der

³⁾ Spätere Ehefrau des Sanitätsrates Kreß.

Strapazen und der andauernden Aufregung leidend fühle und so schnell als möglich nach Hamburg reisen möchte, wo er seinen Auftrag in zuverlässige Hände übergeben könnte.

Gutmütig im Grunde seines Herzens, war Klitzings Ärger bald verflogen. Bei allem Verständnis für die Gründe des Diplomaten, trotz der Warnungen nachts weiterzureisen, erschien dem Soldaten dieses starre Festhalten an dem Entschlusse ein verhängnisvoller Fehler. Bei der Wichtigkeit der Dokumente kam es seiner Meinung nach weniger auf Schnelligkeit als auf die Sicherung der Übermittlung an. Wie ja der Lord auch, die napoleonische Oberherrschaft Westfalen vermeidend, den zwar weiteren, aber weniger gefährlichen Weg durch Mecklenburg gewählt hatte. Eine Nacht mehr oder weniger durfte bei einer mehrwöchigen Reise keine Rolle spielen. Schließlich glaubte Klitzing, daß er sein möglichstes zur Rettung des Engländers getan hätte.

Wie er so schweigend zuhörte, und beobachtete, überkam ihn, obwohl er kein Schwarzseher war, so etwas wie eine dunkle Ahnung.

Dieser Mann, der seine Aufgabe mutterseelenallein durchführte, der nicht einmal die Sprache der Länder, durch welche er gehetzt wurde, beherrschte, muß ein ganzer Kerl sein. Nun aber hatte er doch noch im letzten Augenblick, so kurz vor dem Ziel, sein Vertrauen zu sich selbst verloren.

So sinnierend, suchte Klitzing in den glattrasierten Zügen des Diplomaten zu lesen. Scharf hob der Kerzenschein ihre Konturen hervor, eckig, in Licht und Schatten geteilt. Bei dem Grübler verwandelte sich sein Gegenüber in eine andere Person, wie er sie von Bildern her kannte, schlank und jugendlich — in den unglücklichen Herzog von Enghien, die edelste Blüte der Bourbonen, welche wie einen Reif in der Frühlingsnacht der Korse knickte.

Aus diesen Grübeleien weckte ihn der Gast, der sich, wie aus angenehmem Traume sich losreißend, plötzlich erhob. Er dankte dem Offizier und streichelte der Demoiselle die Wange. Dann entfernte er sich so eilig, als hätte er bei seinem Aufenthalt bereits zuviel Zeit von seiner Mission verschwendet.

*

Es schlug gerade fünf Uhr. Völlige Dunkelheit herrschte bereits auf der Straße.

Im Posthause bestellte Koch sogleich Pferde.

Da redete der ältere Gefährte eindringlich auf den jüngeren ein, offenbar mit dem Erfolge, daß dieser den eben erteilten Auftrag widerrief. Es wurde wieder ausgespannt.

Mit großen Schritten ging Koch in der Gaststube auf und ab. Nachdenklich den Kopf gesenkt, die Hände in die Hosentaschen vergraben. Sodann stellte er sich schweigend an den warmen Kachelofen, um minutenlang ins Leere zu starren. Indes Fischer, rosig und wohlgepflegt, mit dem poliert glänzen-

den Schädel über seinem glatten Vollmondsgesicht, ebenfalls stumm sich kulinarischen Genüssen hingab. Gelangweilt lehnte draußen an der Haustür der Bediente.

*

Die Kuckucksuhr an der Wand schlug die sechste Abendstunde. Koch fuhr zusammen. Er rief nach dem Wagenmeister und bestellte — nunmehr zum dritten Male — das Anspannen. Zugleich entließ er die beiden Kürassiere seiner Schutzwache.

Als aber der Postillion meldete, daß der Wagen zur Abfahrt bereitstünde, da wurden zum unverhohlenen Erstaunen aller die Pferde in den Stall zurückgeschickt.

Man war recht erbost über die Rücksichtslosigkeit der extravaganten Reisenden. Ihr auffälliges Verhalten erregte nicht nur die Aufmerksamkeit in der Gaststube, sondern auch in der Expedition und in den Ställen.

Die Person, um die sich das Gespräch drehte, hatte nach erneuten Wanderungen im Zimmer, wieder ihren Gedanken nachhängend, sich an den Ofen gelehnt und nestelte mechanisch an den schwarzen Schnüren eines grauen Tuchrockes.

Der Fremde schien jenen ehrsamem Bürgern, die sich allabendlich in der Gaststube des Posthauses einfanden, Rätsel aufzugeben. Im Laufe der Jahre hatten sie manchen Durchreisenden beobachtet und sich ihre Erfahrung gebildet.

Man steckte die Köpfe zusammen und tuschelte.

„Etwas ist nicht in Ordnung.“

„Aber was?“

Einmal die Erregung und die Unentschlossenheit des Kavaliers, der es eilig hatte und im letzten Augenblick wieder ausspannen ließ. Dann das merkwürdige Interesse des Kommandanten, der einem bürgerlichen Sujet eine Sauvegarde stellte. Das war recht ungewöhnlich.

Verstohlen äugten die Gevattern hinüber.

Die feine weiße Wäsche, die kostbaren Ringe und Verloques, den blitzenden Diamanten in dem Brüsseler Spitzen-Jabot, der allein ein Vermögen wert sein mochte. Und als ihnen der Expedient zuraunte, daß der Kavalier im taubengrauen Rocke ein Kaufmann aus Hamburg wäre, wisperten sie verständnisvoll: „Tja, de Hambörger, dat sünd fien Lüd.“

Abseits von jenem Stammtische saßen in einem Winkel zwei andere Perleberger, mit denen jeder ehrsame Bürger und gute Preuße wenig gemein haben mochte, waren es doch Franzosenfreunde, Dunkelmänner, denen man am liebsten aus dem Wege ging. Der Kleine, ein nahezu Sechziger, mit dünnbehaartem Spitzkopf und verkniffenem Fuchsgesicht, war der frühere Stadttendant Kleiber, ein Defraudant, der als Winkelkonsulent sein Leben fristete. Von dem anderen, seinem angehenden Schwiegersohne Hecker, wußte niemand, wovon er eigentlich lebe. Mochte schon wahr sein, was

man sich erzählte, daß er seine Braut und ihre ebenfalls nicht unebenen Schwestern an die Franzosen verkuppelte, als diese während der drei Besatzungsjahre im Kleiberschen Hause ein- und ausgingen. Ein finsterner Bursche, mit harten, knochigen Zügen, in denen unstet ein Paar dunkle Augen irrlichterten. Mit der scheinbaren Ungeschlachtheit des großen Kerls, mit seinen übermäßig langen und den schwarzbehaarten Pranken, verbanden sich Bärenkräfte. Manch Perleberger Bürgersohn hätte das bezeugen können.

Den beiden gelang es herzlich schlecht, weder ihre Neugier noch ihre Gedanken zu verbergen. Allerdings blickten die Honoratioren am Stammtisch über sie hinweg, als ob sie Luft wären.

Man hatte sie weder kommen noch gehen gesehen.

Unauffällig glaubte am Schalter der Postexpedient sich auch seinen Vers über die beiden Reisenden machen zu müssen.

Indes man grübelte und debattierte, achtete niemand der beiden Juden, welche vom frühen Nachmittage an die Gaststube nicht verlassen hatten und ebenfalls ohne ersichtlichen Grund ihre Extrapostpferde im Stalle warten ließen. Ohne von der Umgebung Notiz zu nehmen, saßen sie bescheiden an ihrem Ecktische.

Jene Stammtischgäste und der Herr Postexpedient waren schlechte Gedankenleser. Gerade die Gruppen der beiden Juden bildete den Schlüssel zu Kochs Nervosität. Auch hätte man wahrnehmen können, daß mit dem Verbleiben der beiden Kaftanträger die unerschütterliche Ruhe des wohlgenährten Herrn Fischer noch zu wachsen schien.

Der Kavalier unterbrach jäh seinen Spaziergang. Zornig sprudelte er zu seinem Miteisenden ein paar für die Aufhorchenden verständliche Worte hervor.

Am Tische der Perleberger Gevattern reckten sich die Häuse aus den Vatermördern.

Siehe da, anscheinend hatte der Dicke seinen Widerstand gegen eine Weiterreise aufgegeben. Wortlos erhob er sich. Während er anfang, umständlich seine Siebensachen in die Reisetasche zusammenzukramen, mit einem Phlegma, als ob er nur hierdurch allein noch die Abreise verzögern könne, verließ Koch das Gastzimmer. Ohne Hut und Mantel, so wie er ging und stand.

*

Stockfinster war es, daß man die Hand kaum vor den Augen sehen konnte. Trübe schaukelte eine Laterne über der Haustür vor dem Schilde „Königlich Preußische Post“.

Von dem Flur her fiel ein Lichtstreifen über die Straße auf den Postwagen, vor welchen gerade ein Stallknecht die beiden Stangenpferde spannte. Durch das Hoftor klapperte der Postillion mit den Vorderpferden heran.

An die Kalesche trat der Kaufmann Koch, Seine Herrlichkeit der Lord

Bathurst, als wolle er persönlich dafür sorgen, daß seine Anordnung dieses Mal endgültig durchgeführt würde.

Den Blick von den Pferden abwendend, starrte er in den Nachthimmel, legte die Hände auf den Rücken und ging langsam um den Wagen herum auf die dem Licht abgewendete Seite.

Wollte er die halblauten Bemerkungen überhören, die der Postillion mit dem Wagenmeister austauschte? Wie lange es wohl dauern möge, bis die Contreordre zum Ausspannen käme. Dann aber könnten diese verrückten Hamburger selber anspannen und sich die Nacht auf der Landstraße amüsieren.

Mehr in Gedanken, als um die Festigkeit nachzuprüfen, zerrte der Lord an den Riemen, die auf dem Kofferbrette hinter dem Verdeck ein gewichtiges Gepäck festhielten. Es schien, als ob er bis zur Abfahrt ein Zusammensein mit seinen Gefährten vermeiden wolle.

Nur wenige Schritte hatte er seinen Rundgang um den Wagen fortgesetzt. Gerade war er aus dem Lichtschein völlig in das Dunkel getreten, als jemand seinen Arm berührte.

Eine weibliche Stimme flüsterte. Verwundert blickte er auf die nächtliche Erscheinung.

Da drängte es heran. Neben sich fühlte er jugendlich volle Formen. Man ergriff seinen Arm.

„Kommen Sie schnell! Eh' es zu spät ist . . .“

Die Unbekannte zog ihn über die Straße, dem Willenlosen ins Ohr zischelnd: „Fragen Sie nicht, kommen Sie!“

Gegenüber dem Posthause, wenige Schritte von der Kutsche, an welcher der Postillion soeben eine Laterne befestigte, öffnete sich eine Haustür. Der Flur war nicht beleuchtet. Ein weicher Frauenarm legte sich um seine Taille.

Der Lord stutzte.

Ein Liebesabenteurer? — Weiß' Gott, in diesem Augenblick lag ihm nichts ferner als das.

„Hier hinauf!“

Im Dunkeln wurde er eine steile Stiege emporgeleitet. Man klinkte die Zimmertür auf. Ein Oellämpchen hüllte die dürftige Einrichtung in Halbdunkel . . .

Aufdringliches Parfüm, billig geschmackloses Raffinement, ein vulgäres Liebesnest.

Wütend stampfte der Lord mit dem Fuße auf. In seiner Erbitterung, daß ihn eine Dirne zum Narren gehalten, wo ihm unendlich wichtige Dinge durch den Kopf gingen, Dinge, von denen sein Leben, seine Ehre abhing, wo ihm jede Minute kostbar dünkte, machte er laut seinem Ärger Luft. Unwillkürlich bediente er sich seiner für die Umwelt unverständlichen Muttersprache. Das Weib schien sich nicht im mindesten an die brüske

Ablehnung zu kehren. Lächelnd versuchte sie ihn zu umhalsen. Mit Ekel wurde es fortgestoßen . . .

In diesem Augenblick stand der Lord mit dem Rücken gegen einen Divan, an dessen anderer Längsseite eine Portiere an der Wand hing.

Lautlos teilte sich der Stoff der Draperie, zwei behaarte Riesenfäuste krampften sich blitzartig um seinen Hals und, ehe der Überfallene noch einen Laut hervorbringen konnte, riß ihn eine unwiderstehliche Kraft rücklings auf den Divan.

Über ihn beugte sich eine Teufelsfratze . . .

*

Mit herablassendem Kopfnicken gegen die Bürger wuchtete Herr Fischer aus der Gaststube.

Ächzend sackte er in die Polster der Kalesche, wickelte sorgsam eine Reise-
decke um die Beine, lehnte sich, die Hände über den Embonpoint faltend,
in die Ecke und blies wohlgefällig Tabakswolken in die Luft.

Die Wagentür blieb geöffnet.

Nichts rührte sich.

Einen Augenblick spähte Fischer unter dem Verdeck hervor. Dann, nach einer weiteren Pause, dröhnte es aus dem Wageninnern: „Zum Donner-
wetter, Hilpert, wo steckt denn der Koch?“

Man blickte in der Gaststube nach, auf dem Hofe, im Stall. Man rief und
forschte, Posthalter und Expedient, Wagenmeister, Postillion und Stall-
knechte suchten bei Laternenschein.

Vergeblich. —

Koch war nicht aufzufinden.

Schnaufend, und wie ein Truthahn kollernd, war Fischer aus dem hoch-
gefederten Wagen geklettert. Den Bedienten herrschte er an, schleunigst
dem Kommandanten das Verschwinden des Reisegefährten zu melden.

Aufs höchste bestürzt eilte Klitzing mit einer Patrouille herbei. Der Dicke
berichtete aufgeregt das unverständliche und spurlose Wegbleiben Kochs.

Man stand vor einem Rätsel.

Klitzing hielt es für zweckmäßig, sogleich unter militärischer Bedeckung
den zurückgelassenen Reisenden nach dem Gasthause „Zur goldenen
Krone“ (heute Hotel „Deutscher Kaiser“) zu fahren. Er ließ Fischer und
dem Bedienten im zweiten Stock ein Quartier anweisen und stellte ihnen
einen Wachtposten vor die Tür.

*

Gleich einem gereizten Löwen im Käfig lief der Kommandant in seinem
Zimmer umher und wettete gegen den „spleenigen Engländer“, der in
seiner gottverdammten Kopflosigkeit, ohne Sinn und Verstand, in die Nacht
hinausgelaufen sei. Wenn ihm wirklich die Verfolger auf den Fersen
waren, so mußte ja dieser Unselige geradenwegs in ihre Arme rennen.
„Wen die Götter verderben wollen, den strafen sie mit Blindheit.“

Als dann eine Patrouille nach der andern resultatlos von ihren Streifen zurückkehrte, ließ Klitzing diejenigen Bürger, die das Ehrenamt eines Bezirksvorstehers bekleideten — es mochte inzwischen elf Uhr geworden sein —, aus den Federbetten holen, damit sie in ihren Revieren nach dem Verschwundenen fahndeten.

Die ganze Nacht waren sie unterwegs, rastlos wie die Spürhunde. Vergeblich.

Der Reisende schien verschwunden, als habe ihn die Erde verschluckt. Um dieselbe Zeit, als man die Bezirksvorsteher alarmierte, fuhren jene beiden Juden, die wir im Posthause verließen, mit Extrapost zur Stadt hinaus nach der Königlich Westfälischen Grenzstadt Lenzen an der Elbe.

*

In der Besorgnis um das Schicksal Bathursts hatte Klitzing des Nachts kein Auge zugemacht.

Als am frühen Morgen die Bezirksvorsteher ihre fruchtlose Nachsuche meldeten, schwand bei ihm die Hoffnung, den Lord noch lebend aufzufinden.

Möglich, daß er in der Stepnitz geendet. Die Bürgerpolizei erhielt den Auftrag, den Flußlauf in der Stadt durch Fischerleute absuchen zu lassen. Sie fischten und stakten und suchten.

Erfolglos.

Um die Mittagszeit begab sich der Kommandant zu dem Gefährten Kochs in die „Goldene Krone“. Nach wenigen Augenblicken sahen die vor der Tür des Gasthauses tuschelnden Neuigkeitskrämer, wie er bestürzt und hochroten Kopfes davoneilte.

Trotz seiner Unpäßlichkeit war Klitzing noch selbigen Mittags mit Kurierpferden zum Berliner Tor hinausgeprescht.

Wie ein Lauffeuer lief das Gerücht von dem geheimnisvollen Verschwinden eines Reisenden durch die Stadt. Zur Verbreitung und Aufbauschung der Nachricht war der stille Sonntag vormittag wie geschaffen. In der St. Jakobi-Kirche predigte man vor leeren Bänken.

Bürgermeister und Bezirksvorsteher wurden überlaufen. Männlein und Weiblein waren bemüht, zur Aufklärung des Kriminalfalles beizutragen. Kein Zweifel mehr, in den Mauern der geruhsamen Stadt Perleberg war ein Verbrechen geschehen.

Im Fahrwasser der Nachforschungen segelten munter die wundersamsten Gerüchte. Man raunte von einem übel beleumdeten Hause, in welches man den reichen Fremden hineingelockt und abgeschlachtet hätte. Mit grellen Farben malte die Phantasie.

Bis in die sinkende Nacht hinein war ganz Perleberg auf den Beinen. Ein aufgestörter Bienenschwarm.

Als am Montag der Leutnant v. Klitzing zurückkehrte, traf unmittelbar darauf von ihm eine schriftliche Requisition beim Magistrat ein, in welcher

er die beiden in der „Goldenen Krone“ internierten Fremden, den vorgeblichen Kaufmann Fischer sowie den Diener Hilpert, als Staatsgefangene bezeichnete.

Wie ein Blitz schlug das ein.

Lawinengleich anschwellend, flog die Nachricht über den Markt bis in die entlegensten Winkel.

Ein Haupt- und Staatsverbrechen war verübt.

*

In jener Nacht von Sonnabend zum Sonntag, als Klitzing sorgenvoll in seinem Zimmer auf- und abschnitt, ließ er vor seinem geistigen Auge noch einmal die letzten Stunden, die seine Bekanntschaft mit dem Lord vermittelt hatten, vorüberziehen.

Messerscharf sezierte er jedes Wort, dessen er sich aus seinem Munde entsann.

Die Erwähnung der beiden Juden, die sich dem Verschwundenen an die Fersen geheftet, die er auf der Post in Kyritz angetroffen und die ihn hier in Perleberg wieder eingeholt, dünkte ihm ein Fingerzeig. Leider hatten sie bereits preußisches Gebiet überschritten.

Dann, was Bathurst über seinen Reisegefährten geäußert.

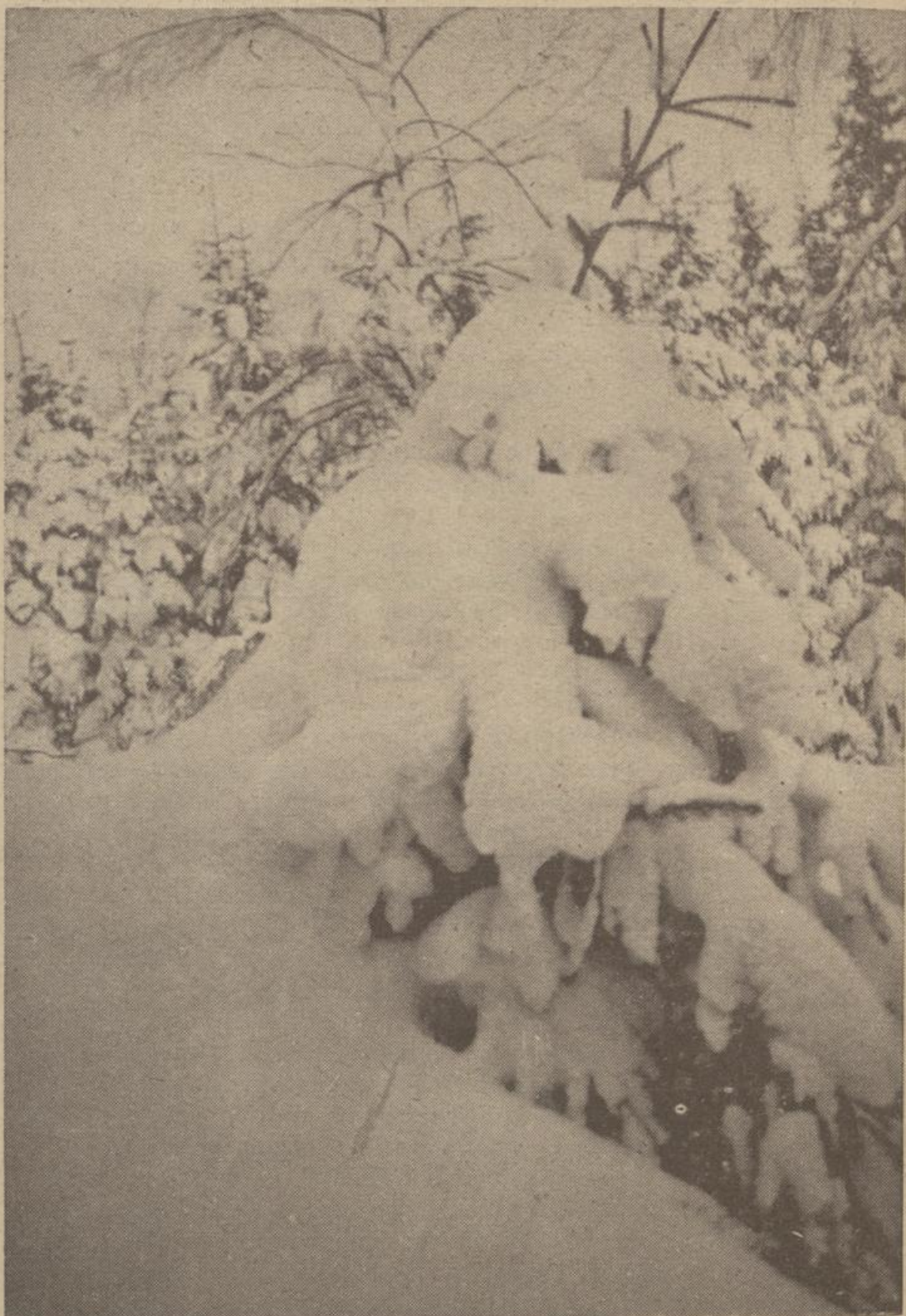
Wie er denselben zu Wien als einen Agenten des „Schwarzen Herzogs“, des von Napoleon abgesetzten und geächteten Braunschweigers, kennengelernt. Jedes Wort gewann jetzt an Bedeutung.

Immer mehr färbte sich ein Bild. Verschwommene Gedanken gewannen Formen und Gestalt. Ausdrücke, die der erregte Engländer über Fischer flüchtig hingeworfen, über die man als sprachliche Unbeholfenheit hinweggesehen, begannen sich zu Anhaltspunkten, zu Verdachtsmomenten zu formulieren.

Am nächsten Tage hatte er Fischer aufgesucht, zur Rede gestellt und nähere Auskunft über seine Person gefordert. Siehe, da ließ der glattrasierte Dicke die Maske des Biedermannes fallen. Vor dem drohenden Offizier stand nicht mehr jener aufgeregte und bei ihm Hilfe suchende harmlose Reisende. Jener väterlich um seinen Begleiter besorgte, würdige Alte entpuppte sich als ein zynischer, in allen Wassern gewaschener Bursche. Spöttisch verweigerte er jede Auskunft. Und als Klitzing ihn nachdrücklich auf die Folgen seiner Weigerung aufmerksam machte, ihm seine Verhaftung in Aussicht stellte, da bequemte sich Fischer dazu, gemächlich aus seinem Portefeuille ein Papier herauszuziehen, zu entfalten und mit einem höhnischen Lauern in seinen halbgeschlossenen Schweinsäuglein es dem Kommandanten unter die Nase zu halten . . .

Die Wirkung auf den braven Klitzing war niederschmetternd. Er las unter einem Passepartout die Unterschrift des Mannes, der die Fleisch gewordene Allmacht bedeutet — den Namen . . . Napoleon.

Fortsetzung folgt



Aufn.: H. Seiler, Perleberg

Wir bringen nachstehend eine Szene aus dem Heimatspiel: „Als sich die Gans den Flügel brach“ von Will Anders. Der Verfasser will in dieser Szene zeigen, wie sich die Bürger Zwirgsdorff, Kracksdorff, Lonicko und Hacker, die außer ihrem Putlitz und seiner nächsten Umgebung nichts von der Welt gesehen haben, an Schilderungen blutrünstiger Kriegstaten be- rauschen, wenn nur der Krieg weit genug weg bleibt vom eigenen Herde. Hinrich, der Schildknecht des geschlagenen Herrn zu Putlitz, schildert den Krieg ohne Gefühl für die Leiden der geschundenen Bauern, wie sollte ein Knecht zu damaliger Zeit (1413) auch anders denken können, als daß das Leben der Knechte und Bauern aus Schlagen und Geschlagenwerden bestünde. Allein Barbara, sein Mädchen, fühlt, daß das Tun des Herrn zu Putlitz und seiner Knechte kein christliches sein kann, auch wenn das Kriegführen, Morden und Brennen in der Welt nie enden. Sie erschrickt, als sie ihren Liebsten sich seiner Unmenschlichkeit rühmen hört. Der Ver- fasser will in dieser Szene die Hörer auffordern, eine Parallele zu ziehen zu ihrem eigenen Tun und Denken in den Kriegen unseres Jahrhunderts, in die wir nicht mit der Unwissenheit der Menschen des Mittelalters hin- eingingen.

WILL ANDERS, KYRITZ

Szene aus dem Heimatspiel

Als sich die Gans den Flügel brach

(Wirtshaus. Die Handwerksmeister Zwirgsdorff, Kracksdorff, Lonicko, Hacker und der Knecht Busso sitzen beim Biere. Bei ihnen die Magd Barbara. Hinrich tritt, aus der Fehde kommend, überraschend in die Stube.)

- Barbara: Hinrich! Gott sei's gedanket, daß du wieder da bist!
(umarmt ihn)
- Lonicko: Erzähl', erzähl', was du erlebt hast!
- Zwirgsdorff: Ging es wieder blutig her?
- Wirtin: Habt ihr reiche Beute, Hinrich?
- Kracksdorff: Wieviel sind denn tot geblieben?
- Hacker: Kommt Herr Kaspar Putlitz morgen?
- Barbara: Hinrich, sag mir, ist dir auch kein Leid's geschehn? Du siehst so blaß, so traurig aus?
- Hinrich: So, seh ich traurig aus? Ich denk, ich hab auch Grund genug dazu, und nicht nur ich. — — — Aus ist es mit der Herr- lichkeit der edlen Herrn zu Putlitz.
- Kracksdorff: Was ist das?
- Lonicko: Was ist geschehn?

- Busso: Ist unser Herr erschlagen?
- Hinrich: In Dalgow, bei Spandau liegt's, da nahm des brandenburg'schen Bischofs Hauptmann unsern Herrn gefangen. Jetzt sitzt er auf der Burg Ziesar im Verließ.
- Hacker: Erzähl', erzähl', wie ging das vor?
- Hinrich: Ihr wißt, der Herr hat Fehde angesagt dem Henninge von Bredow, der Bischof ist in Brandenburg.
- Zwirgsdorff: Weil er als erster hat den Hohenzollern anerkannt, so sagt der Herr Dechant.
- Hinrich: Derweil die Quitzows die Dörfer des Erzbischofs von Magdeburg in Asche legten, zog er mit uns auf Spandau zu. Erst in ein Dorf, das nannten sie Ketzin. Von allen Seiten haben wir's umstellt, daß uns kein Rattenschwanz entzwischen konnte. Dann gings hinein von allen Seiten wie die wilde Jagd. Aus Schrank und Lade ward gerissen, was darinnen war.
- Hacker: Habt ihr gülden Ringe und Ketten auch gefunden?
- Hinrich: Die Bauern hatten kaum was auf dem Leibe. Dann in den Rauchfang. War viel Ruß darinnen, aber wenig Speck und Schinken.
- Kracksdorff: Habt ihr Speck und Schinken mitgebracht?
- Hinrich: Die Wölfe fraßen's und die Hunde. Dann von den Wörden Schaf und Ochsen weggetrieben, auch Huhn und Gänse nicht geschont. Die Köter kläfften und die Weiber schrien, und mancher Bauer wollt sich mit der Forke wehren.
- Zwirgsdorff: Da floß das Blut in Strömen, denk ich.
- Hinrich: Die Fehde ist kein Kirmesfest. Blieb mancher mit gespalt'nem Schädel liegen, der sich uns entgegenstellte. Und dann den Brand in jedes Dach. Da brieten junge Schwalben in den Nestern und manches Weib, das noch ein Bette wollte retten, das ist erstickt im schwarzen Schwalk.
- Kracksdorff: . . . und der Herr Kaspar Gans?
- Hinrich: Der Herr hielt bei der Linde vor der Kirche, kaum daß er die Mähre konnte halten, und wies uns, wo noch eine Kate war vergessen.
- Lonicko: . . . und dann, und dann, sag' wie ging's weiter?
- Hinrich: Dann ging's in's nächste Dorf, sie nannten's Knobloch.
- Hacker: (*lacht*) Haha, sag, hat's auch so gestunken?
- Hinrich: Gestunken hat es nach verbranntem Fleisch. Da hat's gebrannt, wie ich mein Lebetag nicht brennen sah. Der Tag

war trocken und der Ostwind blies. Ich sage euch, die Erde selbst ist da verbrannt.

Zwirgsdorff: Ich seh es gerne, wenn es brennt.

Hacker: Auch wenn's bei dir brennt?

Zwirgsdorff: Nein, in andern Dörfern.

Hinrich: Dann ging's auf Spandau zu gen Dalgow. Dasselbe Spiel, die Weiber brüllten und das Vieh. Manch Bauer röchelte sein letztes Vaterunser. Die ersten Flammen schlugen aus den Dächern, da brach mit einem Haufen Knechte, zweimal mehr als wir, des Bischofs Burghauptmann, der Herr von Redern, in das Dorf, und eh noch jeder bei der blut'gen Arbeit merkte, was geschah, war doch in jeder Kate einer, oder zwei, war unser Herr umstellt und, wie er sich auch wehrte, sie banden ihn mit Stricken, schleiften ihn zum Wagen und — keiner hat ihn mehr gesehn.

Kracksdorff: Und ihr, wie ging's mit euch?

Hinrich: Die meisten haben sie erschlagen. Ein Dutzend hat sich können retten. Mit denen zog ich erst nach Friesack. Der Quitzow wußte schon, wie's uns ergangen und daß Herr Kaspar auf Ziesar säße.

Kracksdorff: Ich muß nach Haus, das ist was für die Alte.

Kracksdorff: Gottlieb, dur brauchst kein Eichenbusch zu holen.

Zwirgsdorff: Jetzt muß sich stark machen die Stadt, jetzt brauchen sie uns auf der Burg.

Hacker: Ich komme mit, wir gehn zum Bürgermeister. (*Bürger gehen ab*)

Hinrich: Du bist so stille, Bärbel, warum sprichst du nicht? — —
Was ist mit dir, du weinst ja, Bärbel? — —
Weinst du, weil sie unsern Herrn gefangen han? — —
Ich hab gedacht, du würdest lachen, wenn ich wieder bei dir bin.

Barbara: Wie kann ich lachen, wenn du arme Menschen schindest, wenn du Brände legst und plünderst und mordest und dich dessen rühmst?

Hinrich: Ist das meine Schuld, wenn unser Herr mit andern Herrn in Fehde liegt? Hat einer was gesagt, als mit den Quitzows wir und dem von Rochow im Luckenwalder Lande waren, dieses Jahr im Mai, als Bardewitz und Mehlsdorf und Pechüle und Felgentreu und Frankenfelde wir wüsteten und heim mit reicher Beute kamen? Wenn es geschieht, muß es doch Gottes Wille sein.

Barbara: Ich bin ein dummes Weib, was weiß denn ich, was Gottes Wille ist?

Hinrich: Wenn eines Tags der Hohenzoller Burg Friesack und die unsern in Trümmer schießt, wir werden's dulden müssen. Wenn's Gott gefällt, so läßt der Hohenzoller Herrn Kaspar morgen richten und wenn er sich mit ihm versöhnt und's geht gemeinsam gegen Mecklenburg, dann werden wir in Suckow Bauern schinden.

(Barbara wendet sich wortlos ab von ihm)



Aufn.: H. Seiler, Perleberg

Rauhreif

Frau Elbe und ihre Prignitzer Flußkinder

Eine heimatkundliche Plauderei und Handreichung zugleich für den Lehrer,
der die toten Signaturen der Karte mit Leben und damit den Unterricht
mit Interesse füllen will

Frau Elbe liebt es als gute Mutter, ab und an mit ihren Kindern, den Nebenflüssen, Zwiesprache zu halten — sie hat nur Töchter — und an ihren kleinen oder großen Sorgen und Freuden teilzunehmen. Zu berichten ist immer etwas. Ob sie — wie böse Zungen behaupten wollen — für die Saale, die liebe poetische Saale, eine kleine Vorliebe empfindet, bleibe unentschieden. Für heute und diesmal hat sie ihre Prignitzer Kinder zum Stelldichein geladen und zwar in das Lokal „Zum alten Prignitzer“ in der Lenzener Wische. Sie selbst ist mittlerweile auf ihrem langen Wege etwas füllig geworden, eine reife Matrone, die schon zu beiden Seiten die Deiche als Treppengeländer haben muß. Ach ja, sie hat auch ihre Sorgen! Sie wird als Staats- und Zonengrenze benutzt, und das stört oft ihren Frieden, und manches könnte sie von den schweren Dienst der Grenzpolizei im Kampf mit Schmugglern und zweifelhaften Menschen berichten. Es ist doch eine komische Sache, zu wissen, daß mitten durch ihren Körper eine künstliche Grenze verläuft.

Also heute hat sie Besuch von ihren Kindern aus der Prignitz, der Landschaft, die sie selbst nur streift und nach Westen hin abgrenzt. Die Havel, Karthane, Stepenitz und Löcknitz haben sich eingefunden, schlichte, einfache Flußpersönlichkeiten, die zur Prignitz passen, dieser bescheidenen Landschaft, der starke äußere Reize und Schönheiten fehlen. Sie sind ernst und zurückhaltend geworden auf ihrer Wanderung durch stille Wiesen und verschwiegene Wälder, und nur den Sonntagskindern unter den Menschen erschließen sich ihre Schönheiten. Mutter Elbe liebt diese bescheidenen Kinder und läßt sich gern von ihren Sorgen berichten. Und daran fehlt es nicht. Da sind z. B. die Flußregulierungen und Begrädiungen, welche die Menschen mit ihnen vornehmen. Es mag ja einerseits nützlich sein, mehr Boden und mehr und besseres Heu zu gewinnen, bessere Weiden zu schaffen, aber andererseits war es doch auch schön und

malerisch, in Windungen und Krümmungen durch die Gegend zu fließen und in verschwiegenen Knicks unter Gebüsch auszuruhen und „Such-mich-mal“ zu spielen. Jetzt sind ihre Ufer vielfach reizlos geworden und der Wasserlauf beschleunigt. Noch etwas anderes beklagen sie. Früher benutzte der Mensch ihre Strömungskraft zum Antrieb der Mühlenräder, und schön war es, in lustigen Sprüngen über die Schaufeln des großen Wasserrades zu springen, sich in Wirbel und Schaum aufzulösen und dann im Mühlenteich sich wieder zu sammeln und zu verschlaufen. Und die Menschen freuten sich an diesen Idyllen in einsamen Mühlen und sangen Lieder vom Mühlrad und Müller. Auch das ist vorbei; in den meisten Fällen liefert der elektrische Strom die Kraft, und die Romantik der Mühlen ist verschwunden. Immer wieder freuen sie sich, wenn ab und an ein Menschenkind Verständnis und Zeit für sie hat, mit ihnen stumme Zwiesprache hält, ihnen Grüße mitgibt in die Ferne, der sie zustreben. Oder wenn eine Schulklasse sie aufsucht und ein verständnisvoller Lehrer erzählt von den Rätseln des Wassers und von Wassergeistern, vom Spiel der Libellen und dem Spiel der Wolken, kurz, wenn sie in seinen Worten zu lebendigen, beseelten Wesen werden.

Ach ja, die bescheidenen Kinder der Prignitz waren bescheiden in ihren Wünschen. Nicht Rebenhänge, steile Felsen, alte Burgen, wie ihre Schwestern Rhein und Mosel, nicht vielbesungene und weltbekannte Berühmtheit waren ihr Begehrt, nur etwas Verständnis für ihre stille Art und verborgene Schönheit. Mutter Elbe nickte ihnen zu; ihr liebkosender Blick zeigte, daß sie verstanden wurden. Die Tür öffnete sich, die Havel trat ein, eine große, stattliche Frauengestalt mit gewinnenden Zügen, die größte der Schwestern. Sie entschuldigte sich mit dem weiten Weg und dem Aufenthalt beim Durchlaufen der vielen Seen, wo es oft schwierig sei, wieder freizukommen und den Weg fortzusetzen. Ja, sie hätte es bequemer haben können, wenn sie von ihrer mecklenburgischen Heimat aus, wie die Elde, einen kürzeren Weg nach Westen zu ihrer Mutter genommen hätte. Aber sie hatte wichtige Aufgaben zu erfüllen; sie mußte doch ihre Kinder abholen und mitbringen, die Spree, die Dosse. Ja, die Spree war etwas ihr Sorgenkind; ein enfant terrible, daß bei ihrem Weg durch Berlin etwas Berliner Art und Luft, losen Mund und Keßheit, jedoch verbunden mit einem goldenen Herzen, mitbrachte und viel erzählen konnte. Als sie bei Spandau aufgenommen wurde, mußte sie erst von vielem Ruß und Staub gesäubert werden und sich manierlich betragen lernen, ehe die Havel sie der Mutter Elbe und den Schwestern zuführte, wo es immer gesittet und ehrbar zugeht. Ganz anders war die Dosse geartet; ein stilles, starkes Mädchen aus der Prignitz. Ab und an wurde sie gesprächig, und besonders lebendig konnte sie werden, wenn sie von dem Städtchen an ihrem Oberlauf, dem alten Wittstock, erzählte, wie es erst nur eine kleine Siedlung, Sitz eines Knäses, gewesen wäre und wie es dann jahrhundertlang als

Residenz der Bischöfe eine glanzvolle Zeit erlebt hätte. Hier, bei Wittstock, hatte sie auch die Glinze aufgenommen, ein kleines, braunes Moor-Kind, das ebenfalls erst ein reinigendes Bad in ihr nehmen mußte. Als man ihr am Ende ihres Weges eine künstliche Mündung schuf, ist ihr das eigentlich ganz lieb gewesen. Diese beiden Kinder, so meinte die Havel, hätten den Umweg gelohnt. Und dann hat sie unterwegs viel gesehen und erlebt, Städte mit einer großen Vergangenheit, aber auch mit Bedeutung für die Gegenwart; Zehdenick mit seinen Ziegeleien, Henningsdorf mit dem Stahlwerk, Spandau, Potsdam, Brandenburg mit seiner großen geschichtlichen Vergangenheit, Rathenow, die Stadt der optischen Geräte. Und überall hat sie sich nützlich machen können als Transportweg für Rohstoffe und Fertigwaren, und nicht zuletzt dadurch, daß sie, wie auch die Spree, für die Großstadtmenschen landschaftliche Schönheiten in großer Zahl bereithielt mit Dampferfahrten und Gartenlokalen; ein buntes Bild an schönen Sommertagen. Ja, eine sympathische Erscheinung ist die Havel, der man gerne zuhört, wenn sie Gestalten und Bilder der Vergangenheit lebendig werden läßt, aber auch vom pulsierenden Leben der Gegenwart berichtet, vom Fortschritts- und Aufbauwillen eines Staates und seiner Menschen; auch sie ist in ihrer arbeitsamen Art eine echte Tochter der Prignitz, in der sich Vergangenheit und Gegenwart vereinigen. Sie hatte es von Havelberg, wo von ihrem hohen Steilufer der gewaltige Dom weit ins Land schaut, nur einige Kilometer bis zur Mutter gehabt; aber sie war noch rüstig und lief noch ein Stück neben ihr her, um sich dann mit ihr zu vereinigen. Ähnlich machten es die Karthane, die vom Wilsnacker Wunderblut erzählt, und die Löcknitz, die von der alten Burg bei Lenzen und den niedersächsischen Bauernhäusern der Wische zu berichten weiß. Sie laufen lange nebenher, ehe sie sich entschließen, von der Elbe aufgenommen zu werden.

Da war die Stepenitz, wohl das urwüchsigste Prignitzer Flußkind, energischer. Zielstrebig eilte sie, mit über 100 m Gefälle, vom Norden der Prignitz zum Süden und somit der Mutter Elbe zu. Die alte Grenzfeste Meyenburg, das idyllische Kloster Marienfließ, die mächtige Wasserburg bei Putlitz liegen seit 700 Jahren an ihren Ufern. Eine weite Insel bildend, gab sie der Altstadt Perleberg ihren Lebensraum. Und nun mündet sie bei Wittenberge, der wirtschaftlich stärksten Stadt unserer Prignitz, mit Hafenanlagen und rauchenden Fabrikschornsteinen, in die Elbe.

Ein gemeinsames Mahl vereinigte dann, als alle Prignitzer Flußkinder zusammen waren, die Familie. Es war wesentlich einfacher und bescheidener als das, das z. B. der Rhein seinen Kindern gibt, wo Wein und Sekt fließen und wo erlesene Delikatessen — gefüllte Schnecken, Krebspudding, Eiskrem — geboten werden. Die Kinder der Prignitz freuten sich, als man ihnen das Prignitzer Nationalgericht „Suren Kniper“ servierte. Die Dömnitz, bei ihrem Lauf die uralte slawische Burganlage bei Horst

umschlingend, brachte aus Pritzwalk „Schraube-Bier“ und Frau Elbe stiftet einige Flaschen Wein, gewachsen an der Saale hellem Strande, um das Mahl etwas festlich zu gestalten. Man sang das Lied: „Wo de Elwstrom geiht, dörch dät Land sik dreiht, Howel, Löcknitz, Stepnitz un de Doss . . .“.

Dann nahte bei Dömitz die Abschiedsstunde, und wie es dann immer ist, griff eine etwas wehmütige Stimmung Platz, mit den unausgesprochenen Fragen „Was wird nun mit uns — wohin geht unser Weg? Werden wir unsere Prignitzer Heimat noch einmal wiedersehen?“ Auch Frau Elbe war still geworden; sie überdachte ihr weiteres Schicksal. Ihr Weg geht weiter, vorerst noch als Zonengrenze, bis sie dann ab Lauenburg ganz in den Westen geht. Von fern winkt schon die Weltstadt Hamburg, wo man sie als Lasttier benutzt; noch einmal muß sie alle ihre Kräfte zusammennehmen in dem bunten Leben und Treiben eines Welthafens, noch einmal das Leben in vollen Zügen genießen. Nur selten noch hat sie Gelegenheit, ihre Kinder, die mit ihr reisen, auf all das Schöne aufmerksam zu machen. Dann kommt das letzte Stück ihres Weges im Marschenland, immer breiter wird sie, immer müder. Und endlich kommt sie im weiten Meere nach langer Wanderung zur Ruhe, auf die sie sich schon lange gefreut hat. Noch einmal zieht ihr ganzes Leben an ihr vorüber, die Tage der Kindheit in ihrer fernen Bergheimat, dem Riesengebirge, die Schönheiten der Sächsischen Schweiz, Dresden, ihre Lieblingsstadt. Sie hat der Verbindung DDR—CSR gedient und seitdem in der DDR mannigfache Aufgaben zu erfüllen. Wahrlich, ein reich erfülltes Leben!

Nun ist sie mit all ihren Kindern im Weltmeere zur Ruhe gekommen. Aber auch hier herrscht das Gesetz vom ewigen Kreislauf. Von der Sonnenkraft gehoben, steigen die Wasser als Dunst in die Höhe und verdichten sich dort oben zu Wolken. Der Wind, der eilige Bote der Luft, treibt sie wieder ostwärts, vielleicht in die Prignitz, wohl auch zu den Warnsdorfer Höhen, dem Quellgebiet der Prignitzer Flüsse, wo sie als Regen wieder zur Erde kommen. So kann es dann sein, daß unsere Prignitzer Flüsse doch noch einmal ihre Heimat wiedersehen, um dann freilich den Kreis wieder zu durchlaufen, stets auf der Wanderschaft begriffen; vielleicht ist unseren kleinen Prignitzflüssen wieder einmal ein Wiedersehen mit ihren Schwestern beschieden. Gut wäre es, wenn die Menschen sich einmal Gedanken machen würden an ihren Ufern, über das Woher und Wohin, auch darüber, daß ihr eigener Lebenslauf doch in manchen Stücken dem des fließenden Wassers gleicht.

„Seele der Menschen, wie gleichst Du dem Wasser — Schicksal des Menschen, wie gleichst Du dem Wind!“



Aufn.: H. Seiler, Perleberg

Dat Tähnuttrecken

De Schmedd to Porep stünn eenmol
Vör d' Döhr. He seeg, wo d' Döörp kem dol
Sien Fründ, de Scheper Krischon Rump,
De güng ohn Schoop, ohn Knüttelstrump;
So har de Schmedd em nich ens seh'n.
„Na, Krischon, wat is denn gescheh'n?
Du wist Di hüd woll sülwsten weiden?“

„Ach, Varrer, ik hew völ to leiden;
Ik will noh d' Stadt, to Dokter Franken.“
„Hemm'n Ji to Hus denn eenen Kranken?“
„Dat nich, ik sülwst hew gröte Plog,
Ik hew so dulle Tähnwehdoog.
Dat knackt in'n Kopp, un eh'n sich deiht verwohr'n,
Denn knackt un brummt dat in de Ohr'n.
Ik holl dat so nich länger ut.“

„Bedenk Di, Krischon! Wat Du deiht
Bedenk, eh Du noh Potlitz gehst!
Du wist een'n halwen Dag anwend'n?
Wist Geld für Diene Tähn verschwend'n?“
„Ik holl't nich ut!“ „Lot dat Geschnatter!
Du hest een Wiew, büst dreemol Vadder
Un wetst nich werer in noch ut;
Den Tähn, den treck Di sülwsten rut!“

De Scheper sperrt sien Mul wied up
Un treckt sien Oogenbrunen rup
Weg öwer d' Stirn bet an de Hoor.
„Jo, Varrer, jo! is alles wohr!
Doch segg mi blot, wo fang ik't an,
Ik kom jo an dat Best nich ran!“

„Na, Krischon, wies mi mol den Tähn,
Ik mütt em mi doch mol beseh'n!“
„Hier sitt he, hier, ganz hinn'n in d' Mul.“
„Jo, de mütt rut, de is jo fuhl,
De steckt süs all de ännern an.“

De Schmedd treckt an de Schmäd em ran
Un holt dunn ut de Hosentasch
Een'n dree Foot langen Band — un rasch
Bind't he an'n kranken Tähn een En von'n Band;
Dat änner En bind't he an'n Nogel in de Wand.
„So, Scheper, een Minut holl ut,
De Tähn treckt ganz alleen sich rut;
Ik bruk Di blot mol wat to wiesen!“

He holt ut d' Schmäd een gläunig Isen
Un fuhrwerkt damit unsen Scheper
Gror unner d' Näs. „Den Düwel ok!“ so röp er,
Un mit een'n groten Bogensatz
Sprüng wied he weg von sienen Platz.
„Na, Krischon, is Die wat geschehn?
Kik, an den Band, da hängt Dien Tähn!“

RICHARD KUBY, PERLEBERG

Wo is blot dei Immenswarm herkommen!

Erinnerungen eines alten Imkers

Es war in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, da wirkte in einem Dörfchen an der Nordgrenze der Prignitz einer meiner Freunde als Lehrer und Organist. Er ging seinem Berufe mit Liebe und Gewissenhaftigkeit nach und ist seiner Gemeinde bis ans Ende seiner Amtstätigkeit treu geblieben. Nebenbei war er ein tüchtiger Imker, und mit manchem Gläschen Honig hat er auch den Tisch von Perleberger Hausfrauen bereichert. Der Beruf gestattete es damals noch, sich mit der Bienenzucht zu beschäftigen. Habe ich doch in Lehrgärten Bienenstände kennengelernt, in denen die Zahl der Völker die der Schulkinder übertraf. Ich selbst bin eine Reihe von Jahren Imker gewesen und erinnere mich gern der Stunden, die ich bei meinen Immen zubringen durfte. Sie schenkten uns ja nicht nur den köstlichen Honig und das wertvolle Wachs; sie lassen uns, und das ist nicht minder wertvoll, einen Blick tun in das wundervolle Gefüge ihres Staates, vor dem wir immer wieder staunend und bewundernd stehen, in dessen letzte Geheimnisse einzudringen wir uns aber ständig bemühen.

Wenn wir jetzt Umschau halten, so müssen wir feststellen, daß die Zahl der Lehrergärten, in denen

„die Bienelein
mit Honigseim
süßbeschwert nach Hause girren“,

recht gering geworden ist. Das ist schade. Doch die Zeiten haben sich geändert. Beruf und Gesellschaft beanspruchen heute den ganzen Menschen, damit es in unserem jungen sozialistischen Staat vorwärts geht. —

Nun hatte mein Freund nach dem Tode seiner Mutter seinen Vater, einen alten biedereren Mecklenburger, zu sich genommen, der sich in Hof und Garten und, wenn es sein mußte, auch einmal im Bienenhaus beschäftigte. Hier aber nur im Notfalle, denn er sagte: „Vörsicht! Vörsicht! dei Dinger stäken!“ — Er sprach grundsätzlich nur sein geliebtes „Mecklenburger Platt.“ —

Als nun wieder einmal der Frühling ins Land gezogen war und das Leben im Bienenstock seinen Höhepunkt erreicht hatte, fragte eines Morgens mein Freund seinen Vater, ob er wohl ein wenig Zeit für ihn hätte. „I, gewiß“, antwortete dieser, „sall ick di beten in ‘ne Schaul helpen?“ „Ne, dat kann ick woll nich von di verlangen, öwer du künnst mol ‘n beten no de Immen kieken. Du weitst doch, ick luer all poor Dag up’n poor düchtige Swarms, un dei woll ick mi nich ut dei Kratz gohn laten.“ „Dat mok ick“, sagte der Alte, „un wenn ick’n Swarm seih, denn fläut ick.“ „Mark di uck dei Nummer von de’n Kasten, wo hei ruter kümmt,“ rief ihm sein Sohn noch zu.

Und damit trennten sich beide, der Sohn ging ins Schulzimmer und der Vater in den Garten. —

Als die Sonne allmählich höher stieg, erinnerte er sich seines Auftrages, nahm einen bequemen Gartenstuhl und setzte sich so, daß er die Fluglöcher der Bienenkästen überblicken und die Nummern an den einzelnen Kästen gut erkennen konnte. Es war ein herrlicher Frühsommertag. Die Sonne schien warm vom Himmel, die Blumen dufteten, die Vögel jubilierten, und die Bienen schleppten in unermüdlichem Fleiß Nektar und Pollen herbei, daß es nur so eine Lust war. Unser Wächter genoß so recht den Tag, freute sich des Fleißes der Bienen und beobachtete gewissenhaft die Fluglöcher. Dabei fielen ihm schließlich die Augenlider zu, und der Kopf sank auf die Brust herab.

Unserem Bienenvater im Schulzimmer wurde langsam die Zeit lang: „Vater hat immer noch nicht geflötet, sollte es heute wieder keinen Schwarm geben? Da muß ich doch selber mal nachsehen“. Und in der nächsten Pause — es war bereits 11 Uhr — eilte er über den Hof in den Garten. Plötzlich blieb er jedoch wie angewurzelt stehen, denn was er da erblickte, war so drollig, wohl einmalig, daß er aus dem Staunen nicht herauskam. Der alte Herr schlief und schnarchte, während ihn einige Bie-

nen fröhlich umflogen. Sie gehörten zu einem Schwarm, der sich ausgerechnet unter dem Sitz seines Stuhles zu einer mächtigen Traube zusammengezogen hatte. Viel Zeit war nun nicht zu verlieren, da der Schwarm eingefangen werden mußte. So trat er denn vorsichtig an den Stuhl heran und rief: „Vadding, hebben dei Immen ümmer noch nich schwarmt?“ „Dei Immen? Schwarmt?“, rief der Alte noch halb im Schlaf. „Ne, ne, ick hew nicks markt, is alles in Ordnung!“ „Du warst Di wunnern, wat Du förn Kunststück farig kregen hast“, erhielt er da zur Antwort. „Stah mal saching up un kiek ünner dinen Stauhl“. Etwas schwerfällig — die Glieder waren schon ein wenig steif — erhob sich der Alte und schaute neugierig unter seinen Stuhl. Entsetzt aber fuhr er zurück, denn was er da erblickte, erschien ihm so unwahrscheinlich, daß er es kaum zu fassen vermochte. Indem er noch einige Schritte zurückwich, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Wo is dat mögeliç! Wo is dat einmal mögeliç! Wo is blot dei grote Schwarm dor henkomen?“ Da legte ihm sein Sohn begütigend die Hand auf die Schulter, sah ihm schelmisch in die Augen und sprach: „Un ick mücht woll weiten, wo dei schöne Schwarm her kamen is.“ Fast beschämt bekannte der Alte: „Je, mien Jung, dat kann ick di ok nich seggen. Ick heww so nipping henkäken, öwer gewohr worden bün ick't nich“. Und als sein Sohn ihn gelegentlich einmal wieder fragte: „Vadding, wist du di nich mol wedder bi dei Immen hensenen?“, sagte er: „Ne, ne, mien Jung, nimm mal an, wat mi passiert wär, wenn ick dunn midden in'n Schwarm upwokt wir! Ick kann jo mal henkieken, öwer dat swör ick di, hensenen dau ick mi dorbi in'n ganzen Leben nich wedder!“



GUNTER RICHTER, PERLEBERG

„Keine Angst vor großen Tieren!“

Immer wieder schafft das Überraschungsmoment Situationen, die dem Zuschauer ein Schmunzeln entlocken, obwohl sie für den Betreffenden oftmals peinlich sind. So entstehen Histörchen, die von Mund zu Mund gehen, wobei Zeit und Ort der Handlung in Vergessenheit geraten. Nur das Geschehen als solches, der Kern der Geschichte, behält seinen Wert.

Auch mein Bericht verschweigt die Namen und den Ort, denn er soll viele erfreuen und niemandem Schmerz bereiten.

Es war im Herbst im Prignitzland. Leere Getreidefelder und täglich wachsende Kartoffelmieten säumten die Straßen. Die Abende wurden länger und brachten Stunden der Muße, die auf dem Lande gern den Musen gewidmet werden.

Der Pfarrer eines Dorfes im Löcknitztal, der in seiner Gemeinde den Gesang pflegte, leitete einen Mädchenchor und erfreute mit einer heiteren oder besinnlichen Weise seiner Sängerschar schon so manches alte Herz.

So zogen auch an diesem Sonntagabend, von dem ich berichten möchte, die sangesfreudigen Mädchen mit ihrem Pfarrer ins Nachbardorf, um einem Jubelpaare ihr Ständchen zu bringen.

Die Burschen des Dorfes hatten sich vorgenommen, ihren Mädchen entgegenzugehen, wenn diese zurückkämen. Sie gingen zur bestimmten Zeit, ihre Scherze treibend, wie es unter Burschen üblich ist, aus dem Dorfe hinaus. Als sie sich einem Bruchstück näherten, dessen Gebüschausläufe bis zum Rand der grob gepflasterten Straße vorgedrungen waren, lief ihnen ein Rudel Wildschweine über den Weg, daß sie mit großem Hallo verscheuchten.

Wer zuerst darauf gekommen war, das ließ sich später nicht mehr feststellen. Aber alle Burschen waren sich sofort einig, die Mädchen hier zu erwarten. Hinter den Kuscheln wollten sie sich verstecken und dann wie Wildschweine grunzen, um die Mädchen zu erschrecken. — Gesagt wie getan. — Schon nahte das frohe Häuflein, munter plaudernd, mit dem Herrn Pfarrer in der Mitte. Nichts Böses ahnend, wollte es den Hinterhalt passieren, als vielstimmiges Grunzen, Quieken und Ööken die Nacht mit Leben füllte. Aufschreiend liefen die Mädchen davon. Nur der Herr Pfarrer faßte sich sofort und bot der vermeintlichen Gefahr die Stirn. Er wußte, wie Wildschweine vertrieben werden und versuchte deshalb, einen Hund nachzuahmen. Laut knurrend und wau! wau! rufend, bellte er in das Gebüsch hinein, daß eine ausgewachsene Dogge hätte neidisch werden können. Der Erfolg blieb nicht aus. Die vermeintlichen Schweine stellten nach und nach ihr Grunzen ein, und lautes Knacken verriet dem kundigen Imitator, daß sich das Rudel verzog. Befriedigt setzte er seinen Weg fort, holte die Mädchen ein und belehrte sie, daß sich Wildschweine feige verzögen, wenn man ihnen entschlossen entgegenträte.

Unsere Burschen aber hatten alle Mühe, ihre Lachmuskeln zu beherrschen. Das Kirchspiel hatte ein neues Gesprächsthema und der Herr Pfarrer am kommenden Sonntag eine volle Kirche.

Spuk um Mitternacht

Herbstnacht war es. Dunkle Wolken trieb der Wind am Himmel dahin. Dann und wann schaute der Mond durch die Wolken, als wolle er sich überzeugen, daß da unten auf der Erde alles in Ordnung sei. Zwölf Uhr schlug es vom alten Kirchturm in Drewen. Zitternd verhallten die Glockenschläge in der Dunkelheit. Das ganze Dorf schlief in dieser unfreundlichen Herbstnacht. Auch nicht ein einziges verspätetes Liebespaar drückte sich irgendwo herum. Nur der alte Nachtwächter stand unter den Eichen auf dem Dorfplatz geradeüber der Kirche und zählte mechanisch die Glockenschläge mit. „Noch drei Stunden“, brummte er vor sich hin und wollte gerade weitergehen, da stutzte er. Ein eigenartiges Geräusch drang vom Friedhof zu ihm her. Es klang wie ein Scharren und Schürfen. Vater Siewers war nicht gerade ängstlich, aber er konnte es doch nicht hindern, daß ihm ein leises Gruseln über den Rücken lief. Doch eingedenk seiner amtlichen Pflichten trat er zögernd etwas vor bis nahe an die Friedhofsmauer. Für einen Augenblick huschte der Mondschein über Kirche und Friedhof dahin. Es genügte, um Vater Siewers ein grauenhaftes Bild sichtbar zu machen. Deutlich sah er, wie ein Grabkreuz hin und her schwankte und mit dumpfem Ton zu Boden fiel. Aus dem Grab aber schob sich mit gräßlichem Stöhnen ein dunkler Schatten. Der Nachtwächter starrte mit weit aufgerissenen Augen auf das Ungeheuerliche. Doch da schob sich eine dunkle Wolke vor den Mond, und alles lag wieder in Finsternis. Aber jetzt begann es überall zwischen den Gräbern zu scharren, zu rascheln und zu stöhnen. „Mein Gott“, murmelte der Nachtwächter vor sich hin, „ist denn etwa der jüngste Tag angebrochen, und die Toten erheben sich aus den Gräbern? Das muß ich meinem Herrn Pfarrer melden“, war sein einziger Gedanke. Er lief, so schnell es die Dunkelheit erlaubte, zum Pfarrhaus.

Mit seiner derben Pike klopfte er ans Fenster. Dunkelheit und Aufregung ließen die Schläge wohl etwas derber ausfallen, als beabsichtigt war, und klirrend ging die Fensterscheibe zu Bruch. „Was ist los? Wer ist da?“, ließ sich die verschlafene Stimme des Pfarrers vernehmen. „Um Gottes Willen, Herr Pastor, kommen Sie, der Jüngste Tag ist angebrochen —, die Toten stehen auf!“ „Aber, Siewers, Sie sind doch wieder betrunken!“ grollte der Pfarrer, indem er das Fenster öffnete und schlaftrunken herausschaute. „Nein, nein, Herr Pastor, ich bin ganz nüchtern, aber auf unserem Friedhofe, da gehen die Geister um! Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie sie sich aus den Gräbern erheben,“ sagte mit flüsternder, zitternder Stimme der Nachtwächter. Er bat und jammerte, bis endlich

der Pfarrer sich doch bewegen ließ, sich anzukleiden, um mit Gebetbuch und Laterne ausgerüstet mit Siewers zum Friedhof zu gehen. „Da, hören Sie“, flüsterte Siewers, da — da — in der Tat, das Scharren und Rascheln klang immer noch zwischen den Gräberreihen, und jetzt fiel wieder ein Grabkreuz mit dumpfem Aufschlag zu Boden. Auch der Pfarrer lauschte erschreckt. Da ging es tatsächlich nicht mit rechten Dingen zu. In dieser dunklen, stürmischen Herbstnacht konnte wohl auch einem glaubensstarken Mann ein Schüttelfrost über den Rücken laufen. „Nehmen Sie die Laterne, Siewers“ sagte am Kirchhofstor der Pfarrer zu seinem Nachtwächter, und gab ihm die flackernde Leuchte in die Hand. Mit beiden Händen umklammerte er jetzt sein Gebetbuch. Vater Siewers aber faßte Pike und Laterne fester, und indem er murmelte: „Nu denn mit Gott, Herr Pastor“, stieß er das Tor auf und ging festen Schrittes auf die lebendig gewordenen Gräberreihen zu. „Mit Gottes Hilfe“, sagte auch der Pfarrer, und folgte ihm mit fünf Schritten Abstand. Schon hatte der mutige Nachtwächter die ersten beiden Grabreihen erreicht. Unheimlich still war es jetzt auf dem Friedhof, nichts regte sich, nur der Wind schüttelte die letzten Blätter von den Bäumen. Schon hoffte der Pfarrer, daß der ganze Spuk doch nur eine Sinnestäuschung sei, da brach plötzlich mit Röhren und Gurgeln ein schwarzes Ungetüm hinter einem der Gräber hervor. Geradewegs auf den zu Tode erschrockenen Nachtwächter rannte es zu und ihm genau zwischen die Beine!

Laterne und Pike flogen in weitem Bogen nach links und nach rechts. Instinktiv griffen Siewers Hände nach einem Halt. Auf dem Rücken des Ungeheuers sitzend, faßte er mit den Händen etwas, das wohl ein Strick oder ähnliches sein konnte. Er hielt sich in Todesangst daran fest, und das Gespenst raste mit ihm den Gang entlang auf das Friedhofstor zu. Der Herr Pfarrer erhielt von dem schwarzen Gottseibeius einen Stoß gegen das Schienbein, so daß er aufschreiend rücküber auf einen Grabhügel stürzte. „Herr Paster, Herr Paster, grüßen Sie meine Frau und meine Kinder, jetzt geht der Satan ab mit mir!“ schrie jammernd der Nachtwächter. Doch am Tor endete der Ritt auf dem leibhaftigen Satan. Am Torpfosten wurde der Reiter unsanft abgestreift. Stöhnend rappelten sich die beiden Geisterbanner wieder auf und humpelten mit schmerzenden Gliedern nach Hause.

Am nächsten Morgen stellte es sich heraus, daß die Schweine aus dem am Friedhof angrenzenden Stall ausgebrochen waren. „Besser, wir sagen gar nichts von dem ganzen Vorfall“, sagte der Pfarrer zu seinem Nachtwächter. Siewers jedoch konnte den Mund nicht halten, und so ist die Historie vom Geisterspuk in Drewen bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben. Viele Jahre sind seitdem vergangen. Doch auch heute soll es noch spuken. Zwar nicht auf dem Drewener Friedhof, wohl aber in den Köpfen mancher Zeitgenossen.

Das Heft enthält:

	Seite
Ernst Stadtkus: Sylvesternacht (Gedicht)	1
Willi Westermann: Das verhängnisvolle Würfelspiel in der Sylvesternacht	2
Helmut Hellge: Das Wort (Gedicht)	3
Franz Schulz-Schleusenau: Das Geheimnis von Perleberg	5
Will Anders: Als sich die Gans den Flügel brach	17
R. Harbig: Frau Elbe und ihre Prignitzer Flußkinder	21
Hermann Graebke: Dat Tähnuttrecken (Gedicht)	26
Richard Kuby: Wo is blot dei Immenswarm herkomen!	27
Günter Richter: „Keine Angst vor großen Tieren!“	29
Ernst Stadtkus: Spuk um Mitternacht	31

Zuschriften sind zu richten an den Verantwortlichen der Redaktionskommission
im Kreis

Perleberg: Hans Seiler, Perleberg, Parchimer Straße 9
Pritzwalk: Werner Mayer, Mesendorf bei Pritzwalk
Wittstock: Alfred Süßmann, Wittstock, Kyritzer Straße 12
Kyritz: Kurt Fischer, Kyritz, Maxim-Gorki-Straße 15
für Lenzen: Arthur Grüneberg, Lenzen, Hamburger Straße 43
Hauptschriftleitung: Perleberg, Parchimer Straße 9
Gestaltung und Entwurf der Titelseite: Hans Seiler
Titelbild: Aufnahme Reinhard Sauer

Januarheft 1958 . Preis 0,50 DM

Herausgegeben im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes von den Kreisleitungen
des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands und von den Räten
des Kreise Perleberg, Wittstock, Kyritz, Pritzwalk

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet
Satz und Druck: Volksdruckerei Ludwigslust II-10-7 Df 911-57 - 7495



Aufn.: Reinhard Sauer, Perleberg